

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 40

Artikel: Das verlorene Lied [Fortsetzung]
Autor: Diers, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

runden Bürste. Hier wird „am Band“ gearbeitet, fast wie in einer Fabrik. Zeileis hält die Funkenbürste in der rechten Hand, mit der Linken schiebt er eine Patientin nach der anderen vorwärts, indem er sie einen Moment am Nacken anfaßt und ihr eine starke 2—4 Sekunden dauernde Strahlenladung meist über den Rücken hinunter verabsolgt. Wer nicht schnell genug weitergeht, kriegt etwa noch einen kurzen Strahlenblitz in seinen Hinterteil nachgeandt, was jedesmal unter den zuschauenden Patientinnen große Heiterkeit auslöst. Interessant ist zu beobachten, wie die elektrischen Funkenstrahlen unten bei den Schuhen jeder Patientin wieder herausflitzen. Zuletzt kommen wir Neuen dran. Vater Zeileis hat nun seine elektrische Funkenbürste aufgehängt und nimmt eine lange Glasröhre, seine vielumstrittene Diagnosenröhre, wagt recht in seine rechte Hand. Damit tastet er in weniger als einer Minute unseren ganzen Körper ab. Diese Glasröhre leuchtet nun entweder hell auf oder zeigt an kranken Stellen des Körpers dunkle Flecken. Es braucht nun auf alle Fälle die große intuitive Einfühlungskraft und Routine eines Vaters Zeileis dazu, um daraus den Schluß seiner Diagnose zu ziehen, welche er einem dabei stehenden Arzte diktiert, welcher sie auf einen Zettel notiert. Nachher werden auch wir Neuen bestrahlt, was ein unangenehmes, zuckendes, schmerzhaftes Gefühl hervorruft. Hierauf erhält jede Neu-angekommene einen Zettel mit der Diagnose von Zeileis und nach dem Anziehen werden wir in der Kanzlei von geschulten Damen über unsere Krankheit geschickt ausgefragt und unsere Aussagen werden auch noch auf den Diagnosezettel geschrieben. Dann erst erscheint ein Arzt des Instituts und erteilt jeder Patientin seine Vorschriften punkto Bestrahlung und Diät, verschreibt eventuell auch eine Serumbehandlung u. Gewöhnlich werden einem drei Bestrahlungen täglich verschrieben bis man 30 Bestrahlungen hat; dann muß man sich wieder beim Arzte melden und erhält weitere Vorschriften. Mir wurde sogar nebst einer ganz einfachen Gemüse- und Früchtekost auch Rohkost verordnet, doch fehlt leider in Gallspach noch ein Haus mit richtiger Diätkost nach Herrn Dr. Bircher-Benner in Zürich. Aber was noch nicht ist, kann werden; hoffen wir das Beste. Obgleich Vater Zeileis ziemlich beleibt ist, soll er nur wenig essen und nur ganz einfache Kost genießen, doch ist er der Meinung, daß wir in unserem Klima von Mitteleuropa wenigstens im Herbst und Winter etwas Fleisch genießen sollten. Vater Zeileis soll auch sehr regelmäßig leben, er soll früh 9 Uhr abends schlafen gehen, hingegen sehr früh aufstehen und an seinen Erfindungen weiterarbeiten bis morgens 6 Uhr, was sicher eine gesunde Lebensweise ist.

Früh morgens vor 7 Uhr schon sieht man einen langen Zug von leidenden Gestalten den Weg nach dem Institut entlang pilgern. Es hat hier Blinde und Taube, sowie sehr viele Hinkende oder solche, die an Krüden gehen, dann wieder andere, denen man wenigstens äußerlich ihre Krankheit nicht ansieht. Junge und Alte, Dünne und Dicke, Schöne und Häßliche und auch viele mit geschwellenen oder verzogenen Gesichtszügen. Dann kommen die Halb- oder fast Gangelähmten, welche in Rollwagen dahergeschoben werden. Doch ist das Anschauen dieses menschlichen Leidenszuges nicht so niederdrückend wie man meinen sollte, denn alle diese Leidensgestalten scheinen unter der zuversichtlichen Hoffnung, hier Genesung zu finden, neu aufzuleben. Dahin geht auch ihre Rede bei näherem Bekanntwerden. Sie alle hoffen und glauben an ihre gänzliche Wiederherstellung, und dieser zuversichtliche Glaube hält sogar die Schwerkranken aufrecht. Hier in Gallspach scheinen die sozialen wie die nationalen Unterschiede ziemlich weggewischt zu sein, was einem wohl-tuend berührt. Wie uns eine Krankenschwester vom Institut mitteilte, sind hier folgende Nationalitäten am meisten vertreten: Allen voraus kommen die Polen und die Tschechen, dann die skandinavischen Völker mit den Norwegern und den Schweden. Ihnen folgen die Österreicher, darunter sieht man katholische Priester und Schwestern, und die Reichs-

deutschen. Auch die Schweizer sind gut vertreten, wie die Amerikaner und die Engländer. In geringerer Zahl sieht man Holländer und Dänen, Italiener und Franzosen. In unserem Hotel stieg auch eine lahme Türkin mit Pflegerin ab. Es ist sehr interessant, dieses bunte Völkergemisch in seinen verschiedenen Arten und Gepflogenheiten, Sprachen und Dialekten zu beobachten und zu studieren. Vater Zeileis macht keine Unterschiede, ihm gelten sie alle gleichviel als leidende und bei im Hilfe suchende Menschen, nur daß er die ganz Ärmsten umsonst behandelt. (Schluß folgt.)

Rekordleistungen der Insekten.

Mögen manche Insekten noch so klein und winzig sein, sind doch fast alle erheblich stärker und entwickeln im Verhältnis zu ihrem eigenen Körpergewicht eine viel größere Kraft als der Mensch. Wollte sich der Mensch zum Beispiel mit den Kraftleistungen der Ameisen messen, so müßte er ohne weiteres ein mittelschweres Auto stemmen können, denn dieser Vergleich trifft auf die Kraftentfaltung einer Ameise beim Wegschleppen eines Streichholzes durchaus zu. Doch die Ameisen sind bei weitem noch nicht die stärksten unter den Insekten. Maikäfer können etwa das 14fache, Bienen das 20fache, Ameisen das 25fache, die meisten Fliegenarten aber sogar das 200fache, Hummeln das 300fache und Ohrwürmer mehr als das 500fache ihres eigenen Körpergewichts bewegen.

Es können aber noch bei weitem erstaunlichere Leistungen unter den Insekten beobachtet werden. Der Floh springt zum Beispiel bekanntlich mühelos über einen Meter, er ist aber selbst nur zwei Millimeter lang. Haben wir einmal einen Menschen gesehen, der Weitsprünge von über einem Kilometer Länge vollführte? Der Weltrekord im Weit-springen liegt aber bekanntlich nahe bei acht Meter, der Durchschnittsterbliche dürfte jedoch in der Regel kaum weiter als fünf Meter springen können, das ist jedenfalls nur das dreifache seiner Größe. Diese Leistung überbietet jeder unscheinbare Frosch mindestens um das zehnfache.

Zwei Meter und fünf Zentimeter ist der Weltrekord im Hochspringen, mindestens 400 Meter müßte er sein, wenn auch nur annähernd die Sprungleistung der Flöhe, der Grashüpfer und Heuschrecken erreicht werden sollte. Man stelle sich in Gedanken den Eiffelturm zu Paris vor und den Sprung, der mindestens hundert Meter über die Spitze führt.

Raum bedenken wir auch niemals, daß wir uns zu Fuß nur in einem jämmerlichen Schneidentempo vorwärtsbewegen. Fast alle Tiere sind schneller als der Mensch, eine ganze Reihe von Vögeln erreichen spielend die Schnelligkeit, manche übertreffen sie noch bei weitem.

Es gehört stets eine große Kraft dazu, die Schalen der Auster zu öffnen. Die Auster hält noch einen Widerstand aus, der etwa fünfzehn Kilogramm beträgt. Diese Leistung ist geradezu erstaunlich, es dürfte sich wohl kaum ein Mensch rühmen, achtzig Lokomotiven auf einmal heben zu können, welche Anstrengung erst der Leistung der Auster entsprechen würde.

J. H.

Das verlorene Lied.

Von Marie Diers.

2

Eines schönen Tages kam der Älteste in die Küche, in der die Bauersfrau zwischen den Krankenbehandlungen ihr Mittag hinunterschlang, das ihr die Magd gekocht hatte. Dabei saß sie auf dem Holzkasten und hatte den irdenen Teller auf ihrer blaugedruckten Sonntagschürze, die sie jetzt alle Tage umhatte. Da trat der Wilhelm vor sie hin, und sie empfand plötzlich durch all das Geschiebe und Gestöße ihrer Tage, als einen Ruck am Herzen, wie doch der große, blonde Jung ihrem Johann so ähnlich wurde in dessen bester Zeit.

„Wilhelm“, sagte sie, „setz di dal neben mi.“ Sie hatte das Gefühl, sie möchte sich an ihn anlehnen und still, ganz still ein Weilchen sitzen. Aber der Jung hatte keine Zeit. „Mudding“, meinte er. „Id heff di wat to seggen. Id will nu heuraten. Und dann möten wir bugen (bauen). Denn mi hürt de Hof.“

Da ließ doch die Bauersfrau den Teller von ihrem Schoß fallen, mit allem, was noch darauf war. Und der Mund blieb ihr offen stehen wie damals, als ihr der Begriff der Bezahlung für ihre Kunst aufgegangen war. Aber diesmal war es kein glückseliges Staunen.

Indessen der Neubau ging los, und eines Tages zog auch die junge Frau ein. Eine Bauerstochter aus dem Nachbardorf. Ein schönes, reiches Mädchen, das die ersten Hofbesitzer hätte haben können, aber das sich nicht zu hoch dünkte, um den Kleinbauern Wolter zu heiraten, in dessen Haus das Gold regnete, und der noch einmal alle Grobherren auslaufen konnte.

Wiete sah und merkte nicht viel davon. Sie war von früh bis spät umlagert, und wenn sie ihr einsames Mittag auf dem Holzkasten aß, kam keiner ihrer Jüngens zu ihr herein. Denn denen hatte jetzt auch Wilhelms Glück in die Augen gestochen, und sie suchten sich ein gleiches.

Dazu gehörte aber Mutters Geld aus dem Tischkasten. Daher, sobald es später Abend wurde und die letzten Kranken sich zum Weggehen rüsteten, umlagerten schon die Jüngens die Stubentür, und so wie alles drinnen leer war, stürmten sie herein, warfen sich gegenseitig zurück, umtrallten den Tisch, bis er polternd umfiel, rauchten sich bis zu blutigen Rissen und Beulen um das Geld, das sie sich in die Taschen stopften und gebärdeten sich schlimmer als das Vieh bei der Fütterung.

Es verging eine Zeit, ehe Wiete dessen gewahr wurde. Denn sie war von ihrem Tagewerk so unnatürlich müde, daß sie meist in Kleidern über ihr Bett hinfiel und wie ein Stein so schwer schlief. Eines Tages aber hatten die Jüngens es nicht mehr abwarten können, bis sie hinaus war, sondern die wilde, greuliche Jagd ging schon los, als sie noch auf der Schwelle war, und da sah sie alles mit an und sah ihre lieben Jüngens, die ihr Einziges und Bestes waren auf dieser Welt, wie sie um des blanken Geldes wegen zu gemeinen Tieren wurden.

Da fiel ein todeskalter Schauer auf sie nieder. Aller Schlaf war aus ihren Augen weggewischt, sie sah auf ihrem Bettrand, hielt ihren Kopf in ihren beiden Händen und tat sich selber einen schweren, langsamen Schwur.

Am nächsten Tage verlangte sie von ihren Söhnen, daß sie sie zur Stadt führen, sie sagte aber nicht, weshalb, ließ alle ihre jammernden Kranken stehen und sitzen, tat sich ihr bestes, buntes Kopftuch um und fuhr zum Buchbindermeister Hölzel. Auf dem ganzen Wege sprach sie nicht ein Wort, soviel auch ihr Sohn, der sie fuhr, sie fragte und zum Reden zu bringen versuchte. Mit dem Buchbinder schloß sie sich eine Weile ein, dann fuhr sie wieder zurück.

Diesmal war sie lebendiger, fragte nach den Pferden, die ja ihre waren, und die sie bisher noch kaum betrachtet hatte, lobte und tadelte einiges an dem Kauf, ganz so hell und frisch, wie die ehemalige Bauersfrau ihren Viehstand in Auge und Händen gehabt hatte.

Zu Hause fertigte sie dann noch die verzweifelt wartenden Kranken ab, steckte aber diesmal das Geld alles in die eigene Tasche.

So ging das mehrere Tage fort. Die Söhne machten sich gegenseitig Vorwürfe, daß sie nun um die reiche Einnahme gekommen wären durch ihre Voreiligkeit, die gierig nicht hätte den rechten Augenblick erwarten können. Die Redsten gingen sogar die Mutter selber an, erhielten aber auch nicht ein Sterbenswörtchen zu Antwort.

Nach einigen Tagen fuhr unter den Kutschen und Gefährten unbeachtet ein kleiner, offener Einspänner in den

Hof, ein Mann stieg aus und trug ein großes, verhülltes, flaches Ding, das ausah wie ein Bild. Damit ging er an das Haus, probierte unter dem überhängenden Strohdach, nahm dann Hammer und Nägel heraus, enthüllte das Ding und eine mächtige Papptafel mit buntbemalten Buchstaben erschien. Als sie über der Haustür hing, laßen alle die entsezten Augen der Fremden und Zugehörigen in flammender Schrift die Worte:

Ich heile keine Kranken mehr. Behaltet euer Geld, denn dieses ist ärger Gift, denn man gegen Ratten braucht.

Der Woltershof lag öde.

Das Rutschenfahren, das Rauschen von Kleidern, das Summen und Sprechen hatte aufgehört. Nur was in den Hof hineingewachsen war, das blieb: Der vergrößerte Vieh- und Hausstand, die Pferde, Knecht und Magd, der Neubau, der Streifen am See und die weite, grüne Pfarrwiese, dazu die Schwiigertochter.

Und was die Söhne sich in aller der Zeit errafft hatten, das blieb auch: Der eine kaufte sich eine Bäckerei, der andere die Mühle. Der vierte heiratete bei Bauer Viets in den Hof, nur der Jüngste war bei der Mutter. Und alle die anderen hatten Bräute und Frauen. Wie Wiete so recht wieder zum Bewußtsein kam, hatte sie vier Schwiigertöchter.

Nun, meinte sie, solle alles wieder gut werden. Das Rattengift, das ihre guten Jungen in häßliche Tiere verwandelt hatte, war ausgesperret, und was von ihm dringeblichen war, das wurde hineingearbeitet in Hof und Wirtschaft, das wurde durch die Erde wieder rein, in die es gestedt wurde.

Nun sollte das alte, schöne Leben wieder beginnen. Lust und Liebe, knapper Schlaf und frisches Schaffen. Die Lust zum Heilen und zum Ringen mit den Krankheiten war ihr in der Ueberfülle der Nachfrage erstickt und durch das schmutzige Geld im Tischkasten bis auf den Grund verleidet.

Sie wollte alles wieder frisch und neu begrüßen, das Vieh im Stall, den Acker draußen, all das wirkliche Leben und Treiben. Sie wollte auch die fremde Schwiigertochter, die ihr schwer auf den Gedanken lag, mit hineinverflechten in die alte, gute Arbeit. Sie wollte denken, diese ganzen letzten Jahre seien ein schlechter Traum gewesen.

Aber wie sie als die Alte zu den Ihren zurückkam, fand sie die Alten nicht mehr vor. Ihre Jüngens waren ihre Jüngens nicht mehr, denen sie mit dem großen Mittagstopf im geknoteten Tuch in den Wald nachgegangen, mit denen sie im Didicht unter rauschenden Baumwipfeln gegessen hatte und glücklich gewesen war. Es waren fremde, junge Männer, die ihre Frauen hatten und ihr Eigenes und einen verbissenen Blick, weil dies Eigen nicht größer war und durch Mutters verrückten Streich mitten im Blühen und Wachsen abgeschnitten war.

Dann demütigte sich Wiete Wolter und wollte den Weg zu ihren Söhnen durch die jungen Frauen wiederfinden. Aber die jungen Frauen sahen sie fest und trohig an, und sie fühlte jäh, daß eine feindliche Mauer aufgewachsen war zwischen ihr und ihrem Fleisch und Blut, während sie ihrer Kunst gelebt und mit fremden Leuten sich umgeben hatte.

Da kehrte sie um von der Bäckerei, der Mühle, dem Vietschen Hof und wollte in ihrem Eigenen jetzt wieder emsig sein und ihr Leid in Arbeit vergessen. Aber da hieß es plötzlich, sie habe kein Eigenes mehr. Wilhelm habe alles angeschafft und in Reih gehalten und auf den Stand gebracht, auf dem es jetzt war. Und wenn Mutter sagen wolle, das sei von ihrem Gelde geschafft, dann solle sie man an sich halten. Das Geld, was seine Frau von drüben hinter dem See mitgebracht habe, das sei auch nicht von Blech. Und kurz und gut, Mutter solle sich das nur vergehen lassen, hier regieren zu wollen, als wenn sie noch die kleinen Kinder um sich her hätte. (Schluß folgt.)